

5. Die Briefe über ästhetische Erziehung als Programm des gemaeinsamen Wirkens.

Die gemeinsamen Tendenz der beiden Klassiker war in den Satz zusammenzufassen: die Kunst beruht auf dem Wesen der Dinge; Schiller besonderre lehrt: die Kunst beruht auf dem Wesen des Menschen. Er ist unermüdlich darin, diesen Satz als streng sachliche, beweisbare Wahrheit auszuführen. Ein System des Schönen nennt er, in der Arbeit an ihnen begriffen, die Briefe über ästhetische Erziehung des Menschen. Wir wollen uns hier bemühen, durch Einfachheit der Beispiele die schlichten, entschiedenen Grundgedanken dieser ausführlichsten ästhetischen Schrift der großen Dichters hervortreten zu lassen.

Die These lautet: Das Künstlerische ist das Reinmenschliche. Das Schöne ist, recht verstanden, gar nichts anderes als ein stets bereiter Schatz und beweglicher Reichtum wahrer und wirklicher Menschheit: weshalb der Mensch als solcher, im Unterschiede vom bloßen Arbeiter, Berufsmann oder Politiker sich durch Berührung mit dem Schönen bildet.

Der Beweis der These kann von zwei Seiten her in Angriff genommen werden. Einmal analysiert man das Menschliche, zweitens das Schöne; dann ergibt sich, worin beide Erscheinungen zusammentreffen.

Für den Begriff des Menschlichen gibt Schiller zwei hauptsächliche Bestandteile an. Erstens die Forderung der Totalität. --- Menschen verkehren mit einander als Kollegen, Kameraden, Genossen desselben Interesses oder Berufes. In einem Kreise, welcher nicht aus Berufsgenossen besteht, wird in der Regel die Politik als gemeinsames Interesse sich einstellen. Dieses Interesse umfaßt zwar eine große Gemeinschaft, berührt aber nicht die Sphäre der Menschheit, da Politik im gewöhnlichen Sinne auf der Trennung der Menschheit in Völker und Staaten beruht. Ein Verkehr nun, welcher auch von diesem Interesse absähe, wäre erst ein reinmenschlicher Verkehr zu nennen; er wäre nur denkbar, wenn nach Abzug aller gesonderten Berufs- und Volksinteressen in jedem Teilnehmer noch ein ausgedehnter geistiger Bereich übrig bliebe, in welchem er nun mit jedem anderen Teilnehmer des betreffenden Verkehrskreises sich ohne Unterschied des besonderen Berufes begegnen würde. Wer in dieser Weise mit seinen geistigen Interessen von Sonderinteressen unabhängig ist, besäße nach Schiller menschliche Ganzheit. Der Athener besaß sie, weil er die technischen Spezialarbeiten dem Sklaven überließ, so daß im Verkehr der Agora nicht leicht ein Thema angeschlagen werden konnte, an welchem nicht alle Anwesenden ein ungefähr gleiches Interesse gehabt hätten. Schiller stellt mit diesem Begriffe demnach die Forderung reinmenschlicher Bildung auf. --- In dem Gespräch eines in solchem Sinne gebildeten Kreises werden wir kein plumpes Ja und grobes Nein vernehmen. Sondern wenn der eine etwas gesagt hat, wird der andere vor allem sich damit beschäftigen, es zu verstehen und es hiermit zunächst in einem gewissen Maße zugeben. Hierauf aber wird der fremde Gedanke, den er zu voller Wirkung hat kommen lassen, eigene Einfälle auslösen, und nun wird der Aufnehmende seinerseits etwas zu sagen haben. Ein Wechselspiel des Gebens und Nehmens wird den Inhalt des Verkehrs ausmachen, und die als Ganzheit der Bildung ausgesprochene Forderung in jedem Augenblicke verwirklichen. "Der Mensch ist nur da ganz Mensch, wo er spielt": der Begriff des Spieles ergibt sich als Hauptzug der Bezeichnung des Reinmenschlichen. Das "Spiel" besteht in unserem Falle in der Wechselwirkung zwischen Verständnis und Mitteilung, zwischen rezeptiver und

spontaner geistiger Tätigkeit. Schiller geht sehr weit in dem abstrakten Ausdruck der allgemeinen Bedeutung dieses Begriffes. Das höchste Prinzip der Beharrung sei die Person, das höchste Prinzip des Wechsels die Zeit; das Menschliche stellt sich als ein Spiel dieser beiden bestimmenden Mächte dar. Das Prinzip der Person ergibt im Menschen den Formtrieb, das Prinzip der wechselnden Zeit den Stofftrieb: im Spieltrieb zeigt sich eine diese beiden Triebe mit einander ausgleichende Tätigkeit. Um das Wort wie Schiller zu verstehen, denkt man bei Spiel zunächst am besten an die Zunge einer Wage, welche bei gleich schwer belasteten Wagschalen in gleichmäßigen Schwingungen hin- und hergeht. ---

Suchen wir nun auch das Schöne, um seinen Begriff verständlich zu analysieren, in der uns nahe umgebenden Wirklichkeit auf. ---

Ich erwarte in einem Zimmer seinen für den Augenblick abwesenden Besitzer. Unwillkürlich haftet der Blick an der Einrichtung und Ausschmückung des Raumes. Zunächst fallen mir die Bilder auf. Sie hängen nicht in starr symmetrischen Gruppen, sondern so verschiedenartig verteilt, daß ihre Anordnung auf einen Betrachter weist, der sinnvoll sich an ihnen erfreuend jedes von ihnen an einer bestimmt ausgezeichneten Stelle zu sehen und wiederzufinden wünscht. Gleicherweise zeigt verschiedene, charakteristische Rahmung die besondere Teilnahme an jedem einzelnen Blatt. Die Bilder selbst mögen sich so darstellen, daß sie auch bei flüchtigem Überblick den Gedanken an die Persönlichkeit aufdrängen, welche gerade diese Bilder zum Zimmerschmuck sich wählte. Des Weiteren bemerke ich die Stellung des Arbeitstisches, der Repositorien, und finde, daß sie auf zweckmäßige Benutzung des Lichtes und der Luft, auf regelmäßige emsige Arbeit weisen. Ein Ruheplatz deutet Stunden des Sinnes, des eigenen, bücherlosen Nachdenkens an. Andere Sitze aber scheinen den fremden Besucher zu behaglichem Gespräche einzuladen. Dieses alles in einer einzigen Anschauung vereinigt, fühle ich mich deutlich und wohltuend, durch die Vermittelung aller dieser Gegenstände, von einer menschlichen Seele angesprochen, und in der Erinnerung an ein solches Zimmer ist mir nicht anders zu Mute, als hätte ich ein freundliches, warmempfundenes Wort vernommen. Einen solchen Ausdruck nenne ich schön. Dabei nehmen wir an, daß alle einzelnen Gegenstände, welche die Einrichtung des Zimmers ausmachen, an sich selbst den Blick nicht eben gefesselt haben würden, daß keine eigentlichen Kunstwerke darunter gewesen seien. Das Schöne soll hier einzig in dem Ganzen des Eindrucks bestanden haben. Hingegen mögen in der Zimmereinrichtung eines Reichen alle einzelne Möbel und Stoffe von ausgesuchter Kostbarkeit und Pracht befunden werden; so ist es mir doch nach einem solchen Anblicke zu Mute, als habe ich mich an etwas gestoßen; so eckig, kalt und nüchtern war das Ganze ihrer Zusammenstellung. Es muß demnach, damit ein Ganzes schön erscheine, eine gewisse Wechselwirkung darin zur Anschauung kommen, welche von den verschiedenen betrachteten Gegenständen zu einem sie bestimmenden und gleichsam durchdringenden geistigen Prinzip hinleitet. Eine Wechselwirkung: denn die anschaulichen Gegenstände selbst müssen, ohne den Blick bei dem Einzelnen ausschließlich festzuhalten, doch aber samt und sonders zu einem gewissen Rechte vor der Anschauung kommen. Die Zelle der heiligen Katharina in Siena ist zwar sehr ergreifend, weil sie durch die Enge und Herbheit der Einrichtung auf die Persönlichkeit der Bewohnerin zurückweist, aber sie ist nicht schön, denn es steht fast nichts darin, es sind keine Gegenstände der Anschauung da. --- Für diese Wechselwirkung in schönen Eindruck hat Schiller das Wort: lebende Gestalt. Leben deutet auf die verschiedenen zur Anschauung kommenden Gegenstände,

Gestalt auf das Waltende darin.

Halten wir hier einen Augenblick inne. Diese Bestimmung des Schönen ist in der Geschichte der Ästhetik von Wichtigkeit. Das Schöne ist kein formaler Kanon, etwa ein Geheimnis der Linienführung in der Malerei, oder in den Erscheinungen der Natur eine plötzlich auftauchende bestimmte Proportionalität. Sondern Schönheit ist Seele. Dies ist der Sinn und das Ergebnis der Schillerschen Auseinandersetzung. --- Im Menschlichen und im Schönen ist durch die vorgenommene Analyse eine gewisse Gleichheit nachgewiesen worden. Dort Wechselspiel, hier Wechselwirkung. Diese Gleichheit bezieht sich auf keinen Nebenzug, sondern macht in beiden Fällen die Hauptsache aus. Denn das Menschliche sollte als solches --- etwa in dem angenommenen Gespräch --- in dem freien Spiel von Rede und Gegenrede, von Rezeptivität und Spontaneität bestehen; und der Eindruck des Schönen kommt dadurch zu stande, daß ein geistvoller Bewohner den Gegenständen seiner Zimmereinrichtung eine bestimmte Gestalt und Ordnung gibt. Es handelt sich also im Menschlichen und im Schönen um dieselbe Art der Wirkung, oder anders gesagt: das Schöne ist das anschaulich gewordene Prinzip der wahrhaft und eigentlich Menschlichen.

Schiller beschreibt nun ferner den, wie wir jetzt sagen können, ästhetischen oder menschlichen Zustand als bestimmte Bestimmbarkeit. Der Jäger, der Besitzer, und der Holzhändler sind im Anblick eines Waldes alle in verschiedener Weise bestimmt; der eine sieht in ihm die Gelegenheit zur Jagt, der andere das Wachstum der verschiedenen Baumarten, der dritte das schlagbare Holz. Der Wald sagt aber nur dem etwas, der nicht in dieser bestimmt, sondern bestimmbar ist; Bestimmbarkeit ist demnach das erste Merkmal des Ästhetischen. Aber bestimmte, aktive Bestimmbarkeit! Der Anblick des Waldes weckt etwas in dem betrachteten Menschen auf; sinnend läßt dieser den Blick zu den fernen Bergen hinüberschweifen, und auch sie sprechen zu ihm: ein Zeichen, daß in der Tätigkeit seines Inneren ein bestimmendes Moment der Eindrücke liegt, und das Ästhetische als Empfänglichkeit aus eigenem geistigen Vermögen zu definieren ist.

Dies wären denn die Hauptbegriffe des Systemes des Schönen, zu welchem Schiller nach einer Äußerung des Briefwechsels mit Goethe das Vertrauen hatte, daß es in seinen Grundlagen nicht zu erschüttern sein werde. Sie stellen sich als eine Ausführung des Prinzips: Freiheit in der Erscheinung dar, weil schon durch dieses Prinzip das Schöne als Symbol eines innermenschlichen Phänomens verstanden war. Nun sahen wir schon einmal Schiller einen Versuch zur möglichst strengen und bestimmten Ausführung und Anwendung dieses Prinzips machen: in der Schrift über Anmut und Würde. Aber dort glaubte er zur strengen Bestimmtheit seines Gedankens nur dadurch gelangen zu können, daß er ihn einschränkte, und nur von einer Gruppe schöner Erscheinungen im Menschlichen selbst sprach. Hier dagegen ist der Gedanke einer Anwendung auf das Schöne überhaupt wieder aufgekommen; die Aufführung des Prinzips durch die ästhetischen Briefe zeigt Breite und Fülle, Erfahrungsreichtum und Anschaulichkeit. Dort, in Anmut und Würde, hatte Schiller eine Verwahrung gegen Goethe aussprechen zu müssen geglaubt; hier vielmehr sein ganz Wesen in sich aufgenommen. "Ich habe in diesen Briefen Ihr Porträt gezeichnet," schreibt er. Goethe schreibt nach Lesung eines ersten Teiles der Briefe: "Wie uns ein köstlicher, unsrer Natur analoger Trank willig hinunter schleicht und auf der Zunge schon durch gute Stimmung des Nervensystems seine heilsame Wirkung zeigt, so waren mir diese Briefe angenehm und wohlthätig." Er kommt nochmals auf seinen Eindruck zurück und sagt: "Hatte ich das erste Mal die

Briefe bloß als betrachtender Mensch gelesen und dabei viel, ich darf fast sagen, völlige Übereinstimmung mit meiner Denkweise gefunden, so las ich sie das zweite Mal im praktischen Sinne, und beobachtete genau: ob ich etwas fände, das mich als handelnden Menschen von seinem Wege ableiten könnte; aber auch da fand ich mich nur gestärkt und gefördert, und wir wollen uns also mit freiem Zutrauen dieser Harmonie erfreuen."

Wir gehen jetzt dieser Hinweisung Goethes auf den praktischen Inhalt der Schrift nach. Schiller überschrieb sie: über ästhetische Erziehung, ist also der Ansicht, daß durch das Schöne praktisch etwas geleistet und vollbracht werde. --- Im Schönen ist das Seelenvolle der Menschheit ausgedrückt, demnach wird das Kunstwerk die Seele der Menschheit erziehen. Ein Nichts im drangvollen Wirbel der Tagesereignisse, scheint es der mit Krieg, Handel und Industrie überviel beschäftigten Menschheit spurlos unbeachtet vorüberzuwandeln; wie ein Schatten in der Abenddämmerung, den in einer laut sprechenden Gesellschaft vielleicht nur ein einziger zu wortlos tiefstem Erstaunen bemerkte. "Die Wunder unserer Zeit produzieren sich auf einem anderen Gebiete, als auf dem der Kunst," so heißt es denn mit Recht und Fug. Geduld ist Not, unendliche Geduld, und nicht die stumme Geduld der Resignation, sondern ein Vermögen besseren Wollens und machtvolleren Könnens: schöpferische Geduld. Nur eine große Seele wird jener Menschheit erziehenden Wirkung fähig sein. Ihre Weite, ihre Tiefe ist es, welche aus dem Kunstwerk in ihrem eigentlichen Wesen sich mitteilen, während in einzelnen, auf eine bestimmte sofortige Wirkung hin ausgesprochenen Gedanken doch immer bloß ein Teil ihres Wesens zum Ausdruck kam. --- Unser Meister wies einmal im Gespräche von allen diesen einzelnen, weltbeglückenden und weltverbessernden Gedanken hinweg auf das eine, womit in der Tat zu wirken und woran alles Ernstes zu schaffen sei. Nachdem er mit tief wohlwollender Beachtung von allen jenen Bestrebungen gesprochen hatte, sagte er mit jenem fast lautlosen Stimmton, welchem er einen so ergreifenden Nachdruck zu geben vermochte; unsere Sache ist es --- wie soll ich doch sagen --- für die ethische Seele der Zukunft zu sorgen. ---

Wie aber kann dies geschehen? Nicht durch sofortige, praktische Änderungen der Tageswirklichkeit. Sondern die Stimmung, aus welcher dann von selbst die zukünftigen Wirklichkeiten sich bestimmen, wird so zu sagen in einer Welt für sich zu schaffen und auszubilden sein. Daraus ergibt sich die Notwendigkeit, daß ein Unwirkliches den Geisteskräftigen zu frei spielender Beschäftigung geboten wurde; nach Schillers Worten: eine Welt des Scheins. --- Mit Recht erstaunte wohl mancher, wenn er von ernster Teilnahme für die höchst realen Leiden der gegenwärtigen Menschheit eingenommen, vernahm, daß hochsinnige Idealisten sich von der Scheinwelt der Kunst wiederum etwas versprächen, und mit diesem Spiele Ernst zu machen sich anschickten. Schiller nun ist der Ansicht, daß es um die Sache seelischer Bildung genau in dem Maße wohlbestellt sei, als aufrichtiger und selbständiger Schein besteht. Haben wir eingesehen, daß auch jene höchst realen Leiden durch eine Umwandlung von Innen her wirklich aufgehoben werden würden; wenden wir sodann dieser inneren Umwandlung uns mit ganzer Seele zu; so werden wir es bald begreiflich und notwendig finden, daß dieser geistige Vorgang sich einen Bereich vorbehält, und diesen von der übrigen Welt als ein Heiligtum des schönen Wahnes sondert.

Im Zusammenhange hiermit äußert sich Schiller in den ersten Briefen über den politischen Jammer, wie er es nennt. Auch in der Ankündigung der Horen hatte er betont, daß man hier der Politik mit Bewußtsein sich abkehre. Die Politik faßt sich für den Augenblick, von welchem wir reden, in ein großes Ereignis zusammen: die

französische Revolution. Seit man in jener großen, denkwürdigen Nacht, die Menschenrechte proklamierte, glaubten alle, die auf den Namen Mensch mit Bewußtsein Anspruch erhoben, daß nunmehr ihre gemeinsame Sache in Paris geführt werde und dort zum Austrag komme. Kant zum Beispiel folgte den Ereignissen der Revolution mit derartiger Aufmerksamkeit, daß er Vorkommnisse voraussagen pflegte, nach seiner genauesten Kenntnis der Parteiverhältnisse; stimmte jemand mit seiner Ansicht über die Bedeutung der Revolution nicht überein, so brach der sonst so überaus höfliche Mann das Gespräch ab. Dies Beispiel bezeichne die Stimmung der Gebildeten Deutschlands im Hinblick auf Paris. Jetzt erklärt Schiller: kein Wort mehr von diesen Dingen. Wir sind enttäuscht: nicht der Mensch, viel eher Tiger und Hyäne sind es, die ihre Sache in Paris zum Austrag bringen. Wir wollen daran arbeiten, daß ein ähnlicher Augenblick in künftigen Jahrhunderten ein würdigeres Geschlecht finde. Mit besonderer Beziehung auf Goethe lehren die ästhetischen Briefe: nur der Dichter ist der wahre und eigentliche Mensch, nur von ihm ist für die Sache der Menschheit Ernsthaftes und Heilsames zu erwarten.

Hier wird also ein Programm aufgestellt. Dieses konnte nicht kühner gefaßt werden. Was in Paris mißlungen ist, denken wir deutschen Schriftsteller in Weimar und Jena auf eine andere und bessere Weise in Angriff zu nehmen. Während dort nur Zerstörung eingetreten ist, denken wir vielmehr Grundsteine eines dauernden Gebäudes ineinanderzufügen. --- Weimar und Paris! --- Wenn wir heute durch die Straßen und nächsten Umgebungen Weimars wandeln, bewegt uns zu tiefster Rührung die fast unglaubliche Kleinheit der Verhältnisse, in welcher wir die Erinnerungen an unsere Klassiker antreffen. Wollen wir von hier aus zur Anschauung jenes Weimars gelangen, in welchem Goethe und Schiller selbst lebten, so müssen wir noch einige Schritte zurücktun, also z. B. die Stadt uns großen Teils mit Stroh und Schindeln gedeckt denken, worauf Goethe in der Italienischen Reise einmal Bezug nimmt. All dies stimmt zu großer Bescheidenheit, besonders auch im nationalen Sinne. Kommt uns nun aber der Gedanke, was von Goethe und Schiller geistig dieser armen Erdscholle abgewonnen worden ist, so dürfte wohl unsere Rührung in eine wahrhaft erhabene Stimmung übergehen. Diese würden wir nun festzuhalten haben, um das beinahe paradox kühne Programm der ästhetischen Briefe in seiner stillen und sicheren Größe bewundernd zu verstehen. Wenn wir nur mit einiger Besonnenheit uns von dem Äußern hinweg und auf das Innere richten, wie deutlich wird es uns dann, daß die Gänge an Saale und Ilm, auf welchen wir etwa unseren beiden großen Männern in Gedanken nachfolgen, ach um eine Welt weit wichtiger waren, als alle Schlachten Napoleons. Wenn wir versuchen den Worten zu lauschen, welche dort gesprochen worden sind, und sie dann mit den grauenvollen Lauten vergleichen, welche hier von den Feldern des Ruhmes her zu vernehmen sind, wie gerne möchten wir dann auch auf diese gegensätzlichen Erscheinungen die Worte Wagners anwenden: jene entstammen dem Wesen, diese dem Schein der Dinge. Will uns denn aber doch all das Irrsal, worin das reale Menschen- und Völkergeschick auch heute noch besteht, als gar zu wesenhaft erscheinen: so werden uns doch die mit vollstem Bewußtsein hochgefaßten Ansprüche Schillers, seine Tendenz einer Menschheit erschaffenden künstlerischen Tuns, die Wucht und Gewalt rein geistiger Unternehmungen als ein zum mindesten ebenfalls Wesenhaftes kenntlich machen.